

Wolfgang Huber

**Predigt am Sonntag Oculi, 19. März 2017,
in Sils-Baselgia**

Markus 12, 41-44

Liebe Gemeinde,

uns gehen an diesem Sonntag die Augen über. Denen sowieso, die heute vielleicht ihren ersten Tag im Engadin erleben, sei es überhaupt, sei es seit einem Jahr oder seit noch viel längerer Zeit. Aber wer als Gast in dieses Hochtal kommt, kann sich gar nicht vorstellen, dass es denen, die stets hier leben, anders geht. Auch ihnen müssen doch die Augen übergehen bei so viel Schönheit, die Gott in dieses Stück Natur gelegt hat: die erhabenen Berge, die Weite des Tals, die Klarheit des Himmels. Ja, diese Landschaft lenkt unseren Blick zu Gott, auch wenn ein berühmter Bewohner von Sils, Friedrich Nietzsche, damit bis zum Ende gehadert hat.

„Meine Augen sehen stets auf den Herrn“. Dieses Psalm Wort gibt dem dritten Sonntag in der Passionszeit den Namen. Oculi, meine Augen, so fängt der Introitus dieses Sonntags an. In der einen oder anderen Form drängt dieser Tag auch heute danach, dass wir ihn mit diesen Psalm Worten begrüßen: Unsere Augen schauen auf Gott den Herrn, unsere Augen schauen auf unseren Gott.

Im Psalter empfängt diese Wendung unserer Augen zu Gott eine eigentümliche Antwort in Worten, die von den Augen Gottes sprechen und erzählen, wohin Gottes Augen sich richten: sie ruhen sich nicht aus im Blick auf die Schönheit der von ihm geschaffenen Welt, sondern sie richten sich auf diejenigen, die von dieser Schönheit ausgeschlossen sind, denen Gerechtigkeit fehlt und die in ihrer Not zu Gott schreien. Von dieser Art Gottes zu schauen, sagt der 34. Psalm: „Die Augen des Herrn merken auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Schreien“.

Es geht um die Augen Gottes. Von dieser veränderten Blickrichtung spricht der Predigtabschnitt für den heutigen Tag. Gottes Augen schauen auf eine Frau in einem der Vorhöfe des Tempels in Jerusalem. Jesus richtet seinen Blick auf diese Frau, er schaut mit den Augen Gottes.

Und Jesus setzte sich dem Gotteskasten gegenüber und sah zu, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten. Und viele Reiche legten viel ein. Und es kam eine arme Witwe und legte zwei Scherflein ein; das ist ein Heller. Und er rief seine Jünger zu sich und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt als alle, die etwas eingelegt haben. Denn sie haben alle von ihrem Überfluss eingelegt; diese aber hat von ihrer Armut ihre ganze Habe eingelegt, alles, was sie zum Leben hatte.

Ein verwirrendes Geschehen an einem verwirrenden Ort. Was Martin Luther so sprechend den Gotteskasten nennt, muss wörtlich eher als eine Schatzkiste bezeichnet werden. Andere nannten sie freilich zu Jesu Zeit „Posaune“: Hatte man das Geld hineingeworfen, verengte sich die Öffnung, damit niemand mehr nachgreifen und sich nach Diebesart aneignen konnte, was im Rahmen des Tempelkults in diese Schatzkiste eingelegt wurde. In den Vorhöfen des Tempels, in denen sich solche „Posaunen“ fanden, gab es noch andere Schatzkisten: Vorratsräume für Wein, Öl und Brandopferholz, aber auch regelrechte Tresore für Edelmetalle, Geld und andere Kostbarkeiten. Doch die „Posaunen“ waren gleichwohl imposant. In einer Säulenhalle standen aber nicht weniger als dreizehn posaunenförmige Opferstöcke. Keiner kam an ihnen vorbei. Und jeder musste sein Opfergeld erst dem Priester zeigen, bevor er es einlegen durfte. Während der Priester es begutachtete, konnten auch alle Umstehenden sehen, was eingelegt wurde. Und sie taxierten die Leute nach der Höhe ihres Opfers. Wie so oft im Leben wurden die Reichen bestaunt und die Armen, wenn es gut ging, bemitleidet; ging es schlechter, wurden sie mit Missachtung gestraft.

Jesus setzt sich dazu und schaut aufmerksam zu, während seine Jünger sich mit anderem beschäftigen. Plötzlich ruft er sie, nicht um die Reichen wahrzunehmen, die ohne Mühe große Summen in den Opferstock legen können; sondern er möchte, dass sie eine Witwe würdigen, die ihr Weniges einlegt: „zwei Scherflein, das ist ein Heller“ Ein Heller ist ein Viertel eines Groschens, ein Zweihundertundsechsfünfzigstel eines Silbergroschens. Einen solchen Silbergroschen hatte Jesus sich zeigen lassen, um an ihm die Pflicht zu demonstrieren, dass man dem Kaiser gebe, was des Kaisers ist, aber Gott, was Gottes ist. Dreihundert Silbergroschen werden in den Evangelien genannt, wenn es um viel Geld geht: die Kosten für eine Flasche kostbares Salböl oder den Preis für das Brot, das man für fünftausend Menschen braucht. Jetzt aber geht es um ein Zweihundertundsechsfünfzigstel eines einzigen Silbergroschens. Unmöglich sich vorzustellen, dass ein Mensch nicht mehr als einen Heller hat – und das auch noch in Gestalt von zwei Scherflein. So arm ist diese Witwe, die mit dem Tod ihres Mannes die letzte Sicherheit verloren hat, auch die Sicherheit des täglichen Brots. Jesus würdigt, was sie tut. Die verschwindend geringe Summe, die sie gibt, hat einen unvergleichlichen Wert. Denn die anderen haben von ihrem Überfluss eingelegt, sie aber hat das Wenige, das sie hat, nicht für sich behalten. Wenig oder viel – das sind relative Kategorien. Denn man muss fragen: wovon.

Das Erstaunliche geschieht: Mit dem Wenigen, das sie geben kann, erwirbt sich die Frau einen Schatz im Himmel: Sie wird von Jesus wahrgenommen. Seine Augen sehen sie. In ihr sieht er ein Bild davon, wie er die Menschen haben will: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo Motten und Rost sie fressen und wo Diebe einbrechen und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo weder Motten noch Rost sie fressen und wo Diebe nicht einbrechen und stehlen. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“

Hier geht es nicht um die Frage, wie eine große Kollekte zusammenkommt. Sondern hier werden die Maße des Menschlichen neu bestimmt. Gottes Augen, mit denen Jesus die Frau ansieht, nehmen wahr, dass sie mehr gibt als alle, die viel in den „Gotteskasten“ legen. Mit den Augen Gottes zu sehen, heißt: im Geringen das Große zu würdigen. Wenn wir das verstehen, hat diese Geschichte ihr Ziel erreicht. Wenn wir die Leistungen von Menschen an ihren Möglichkeiten messen und nicht an unseren Forderungen, kommen wir der Gerechtigkeit nahe, die vor Gott gilt und die unsere Welt menschlicher macht.

Stärker kann man die nicht ermutigen, die aus dem letzten Loch pfeifen. Keiner sehnt sich nach einer Lage, in der er nur wenig hat: winzige Vorräte an Geld, an Können, an Energie, an Liebe. Es liegt nahe, das Wenige für sich behalten zu wollen. Dann vergräbt man die „Talente“, die Gott einem anvertraut. Aber wer das Wenige drangibt, ist nahe bei Gott. Er kann darauf vertrauen, dass Gott für ihn sorgt. Ihm gilt die Verheißung, dass er „das Leben und volle Genüge“ hat; er kann auf die Zusage Jesu vertrauen: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“. Das ist die große Alternative zu der Verführung, das Wenige festzuhalten, das wir haben, und daran zu Grunde zu gehen. Die große Alternative besteht darin, das Wenige, das wir haben, Gott in die Arme zu werfen und darauf zu vertrauen, dass daraus etwas Gutes wächst. „Selig, die arm sind vor Gott, denn ihnen gehört das Himmelreich.“ Diese Seligpreisung hat Folgen für alle, nicht nur für die Armen. Jeder kann diesen Blick von unten lernen und beherzigen.

Jesu Aufmerksamkeit für die Witwe im Tempel, Gottes Art, die Welt nicht aus dem Himmel, sondern von unten anzuschauen, diese vorrangige Option für die Armen hat sich in der Geschichte der Christenheit immer wieder durchgesetzt und einschneidende Konsequenzen nach sich gezogen. Die frühen Christen leiteten daraus ab, dass das Gut der Kirche den Armen gehört. Die praktische Folgerung daraus hieß, dass die finanziellen Mittel, die der Kirche zur Verfügung stehen, niemals nur religiösen Zwecken gewidmet

werden dürfen. Wenn das Gut der Kirche nur für die kirchlichen Bauvorhaben, für die Finanzierung des Klerus und für die angemessene Ausstattung von Bischöfen oder Päpsten eingesetzt wurde, erregte das stets Widerspruch; denn das Kirchengut gehört den Armen.

Die Reformation, deren Beginn vor fünfhundert Jahren wir in diesem Jahr feiern, hängt auch mit diesem Konflikt zusammen. Nicht nur die Tatsache, dass Menschen sich in dem Glauben wiegen sollten, sich mit Geld von den Folgen ihrer Sünde freikaufen zu können, war ein Ärgernis. Ebenso anstoßerregend war, dass das Geld, das durch diesen Freikauf zusammenkam, für den Bau von St. Peter und für die Pfründen von Bischöfen eingesetzt wurde, nicht für die Ärmsten der Armen.

Jeder weiß: Wer Armen wirksam helfen will, braucht Geld. Mehr noch braucht er Ideen, Bildung, Beistand. Aber Geld braucht er auch. Das Geld derer, die in die Posaune im Jerusalemer Tempel viel einlegen konnten, bleibt wichtig – umso wichtiger, je eindeutiger es den Armen zu Gute kommt. Für diesen Vorrang müssen klare Zeichen gesetzt werden.

Diese Zeichen bestehen nicht darin, die Armut zu verherrlichen. Die Reformatoren wurden vor allem dadurch zu Sozialreformern, dass sie der Verherrlichung der Armut entgegentraten. Auch die Behauptung, einem Bettelorden anzugehören oder sich auf einer Wallfahrt zu befinden, rechtfertigte nach ihrer Auffassung die Bettelei nicht. Deshalb bestand ein Recht dazu, Bettler an den Toren der eigenen Stadt abzuweisen, denn für sie sollte an ihrem Herkunftsort gesorgt werden. Das klingt unbarmherzig; würde es auf die gegenwärtige Flüchtlingssituation angewandt, könnten daraus abstruse Folgen gezogen werden. Doch genau genommen sind diese Folgerungen weniger abstrus als konsequent: Am Ort, an dem die Armut entsteht, soll für Abhilfe gesorgt werden. Der Gedanke, dass man Fluchtursachen überwinden muss, wenn man der Fluchtbewegungen Herr werden möchte, folgt aus diesem reformatorischen Ansatz und nicht die

Aufforderung, Flüchtlinge abzuweisen, für die man am Ort ihrer Herkunft nicht das Nötige getan hat.

Auf diesem Hintergrund ist der zweite Teil der reformatorischen Empfehlung konsequent: Innerhalb der Tore einer Stadt, ja jeder Stadt, soll keiner Hunger leiden. Dafür musste man unterscheiden zwischen denen, die sich selbst helfen konnten, und denen, für die es dazu keine Möglichkeit gab. Für sie wurde ein „Gemeiner Kasten“ eingerichtet. Der ehemalige Besitz von Kirchen und Klöstern wurde ebenso in diesen „Gemeinen Kasten“ eingebracht wie die Opfer derjenigen, die etwas beisteuern konnten: die großen Gaben derer mit den starken Schultern ebenso wie die kleinen Gaben derer, für die das Opfer dabei weit größer war. Kleine Gaben wurden deshalb genauso geachtet wie große. Das Scherflein der Witwe wurde auf diese Weise zum geflügelten Wort.

Wer viel „einzulegen“ hat, wird ja nicht gering geschätzt, wenn dieses Scherflein gewürdigt wird. Es geht vielmehr darum, dass jeder gewürdigt wird in dem, was er tun kann, damit allen Gerechtigkeit widerfährt und Barmherzigkeit dort geübt wird, wo sie gebraucht wird. Sich an diesem Blick Gottes zu orientieren, ist heute leichter als zu Jesu Zeiten. Und es ist in unseren Breiten leichter als in anderen Teilen der Welt. Darum sollten wir es uns nicht zu schwermachen. Und wenn es uns schwerfällt, hilft der Blick auf das Scherflein der Witwe. Es hilft, von Jesus den Blick Gottes zu lernen, den Blick von unten. Und selbst unseren Blick auf Gott zu richten, der das Kleine wertschätzt wie das Große. Deshalb richten sich unsere Augen auf Gott den Herrn. *Oculi nostri ad Dominum Deum.*

Einen gesegneten Sonntag Oculi wünsche ich. Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.